

CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

Information

NR. 4
APRIL 1987
39. JAHRGANG

- 2 – Was verschiedene Menschen beim Aufbruch erleben:
– Eine Schweizerin mit ihren Tonbildern in den USA
– Eine Japanerin an ihrem Fest der goldenen Hochzeit
- 3 – Agnes als Gefängnisvorsteherin in Schottland
- 4 – Ron Peacock in Manchester entscheidet zugunsten der Jugend
- 5 – ZUM NACHDENKEN: Paolo Brenni schreibt über Niklaus von Flüe
- 6 – Begegnungen in Pakistan
- 7+8 – Nachrichten aus Neuseeland

Frühling, Aufbruch

**Königin der Maori
empfängt Konferenzteilnehmer
in Neuseeland**



Den Frühling bringen wir jeweils mit dem Aufblühen der Natur in Verbindung. Auch im Leben des Menschen gibt es Zeiten der neuen Einsicht, des Aufbruchs. Manchmal erfolgt dieser, wie in der Natur, beinahe unmerklich, und doch wird mit der Zeit ein ganzes Leben dadurch erneuert oder gar umgekrempelt. Die folgenden Beiträge berichten von einem

solchen Aufbruch im Leben einzelner Menschen – sei es nun ein Aufbruch zu einer Reise, zu neu entdeckten Aufgaben oder zu einer Neuorientierung des ganzen Wesens. Wir wünschen unseren Lesern eine gesegnete Osterzeit – Zeit des neugeschenkten Lebens – und alles Gute für einen echten Aufbruch im Grossen wie im Kleinen.

Unterwegs mit Tonbildern



Eines Abends, nach der Tagesschau, drehte mein Mann Peter den Fernseher aus, und wir sprachen darüber, dass jede Meldung nur noch schlechtere Nachrichten bringe: Leid, das durch Konflikt und Streit verursacht wird. Wir fragten uns, was man da wohl unternehmen könnte. Einige Jahre zuvor hatte ich gelernt, Krippenfiguren zu gestalten. Ich sagte mir, ich könnte auch andere Figuren schaffen, um von Menschen zu erzählen, die durch tatsächliche Erlebnisse Hoffnungen gefunden haben.

So schrieben mein Mann und ich mit Hilfe von Freunden die Manuskripte aufgrund von drei wahren Geschichten. Die Handlung dreht sich um Menschen in Indien, Afrika und Lappland, die gewisse Probleme angegangen sind und auch andere Menschen zu positiven Initiativen angespornt haben. Bekannte, die diese Tonbilder hier in der Schweiz gesehen hatten, luden mich nach Amerika ein, um dort

mit verschiedenen Jugendgruppen, Kirchgemeinden und Medienzentren den Gebrauch der Tonbilderschaufen zu besprechen.

In sechs Städten an der amerikanischen Ostküste führten wir sie sechzigmal vor, in öffentlichen und privaten Schulen, in Medienstellen, Kirchgemeinden, Betagten- und Behindertenheimen und für Computerexperten, Fernsehproduzenten, Hausfrauen und Schuldirektoren. Es folgten meist lebhaft Diskussionen mit Kommentaren über die Schönheit der Bilder, die künstlerische Gestaltung und den Inhalt der Erzählungen.

Einige der Bemerkungen:

«Es zeigt, was ein einzelner Mensch tun kann.» – «Fast unmerklich ist der Zuschauer miteinbezogen und macht innerlich bei der Suche nach Lösungen mit.» – «Erstaunlich, was einzelne Menschen erreichen können. Wie anders wäre doch unsere Welt, wenn sich mehr Leute so einsetzten!» – «Die Erzählungen geben eine universelle Botschaft weiter. Vor allem unterstreichen sie auch die Bedeutung der Stille für uns Menschen.» – «Die Strukturen und Institutionen zu verbessern und gute Gesetze zu verabschieden nützt nichts, wenn die Menschen sich in ihrem Verhalten nicht ändern.» – «Es sind gute, gekonnt dargestellte Erzählungen.» – «Die Geschichten passen für alle Altersgruppen.» – «Man kommt zum Schluss, dass durch eine einfache Entschuldigung Grosses ausgelöst werden kann.»

Gemeinsam mit den Lehrern besprachen wir nach den Vorführungen auch die geistigen Aspekte der Erzählungen. Einige der Kinder kommentierten:

«Durch die Geschichte habe ich gelernt, dass sich Menschen ändern können.» – «Also können wir lernen, mit andern zu leben, zu arbeiten und zu teilen.» – «Ich habe viel über andere Erdteile gelernt.» – «Die Menschen suchten tief in sich drin die guten Seiten ihrer selbst.» – «Ich möchte lieber nicht nach Indien gehen, denn ich würde bestimmt müde, wenn ich immer zum Brunnen gehen müsste, um Wasser zu holen.» – «Die Geschichte über Lappland gefiel mir sehr gut, denn wir hören sonst nie etwas über dieses Land, und wir wissen nichts über seine Kultur, die Kleidung, die Rentiere und das Klima dort.»

In einigen der Medienzentren wurden wir ermutigt, die Erzählungen, die bis jetzt erst als Tonbilder erhältlich sind, auch auf Video aufzunehmen.

All diese Begegnungen waren für uns eine Ermutigung, denn man sah, wie tatsächlich Funken der Hoffnung aus diesen «Tonbildern der Hoffnung» auf viele Menschen übersprangen.

Vroni Hegi

Regierungschef sendet Blumen

In Tokio wurde Mitte März die Lancierung der Autobiographie Yukika Sohmas, einer der grossen Frauen Japans, festlich begangen. Kein angemessenerer Ort hätte für diesen Anlass gewählt werden können als die nach ihrem Vater benannte «Ozaki Memorial Hall». Dieser Politiker, der 63 Jahre dem Parlament angehört hatte, wird vom japanischen Volk als «Vater der parlamentarischen Demokratie» verehrt.

Auch seiner Tochter kommen bedeutende Verdienste um ihr Land zu. Als sich vor acht Jahren noch niemand in Japan um das Flüchtlingsproblem in der Welt kümmerte, rief sie ein Hilfswerk ins Leben, das heute nicht nur Asien, sondern auch verschiedene Länder Afrikas umfasst und als dessen Präsidentin sie zeichnet. Sie ist unter anderem auch Gründerin und Präsidentin des Verbandes japanischer und koreanischer Frauen, deren Arbeit zur Verbesserung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern jetzt ins zehnte Jahr geht.

Auf die Frage, weshalb sie das Buch geschrieben habe, antwortet Yukika Sohma: «Es gibt ein Bild des politischen Lebens Japans – vor, während und nach dem Krieg – wieder, kristallisiert in einem persönlichen Leben. Ich möchte, dass die jungen Menschen, die nichts von

dieser Zeit wissen, sich mit ihrem Land identifizieren und die Verantwortung für die Welt mittragen lernen. Die Briefe und Telefonanrufe, die ich bekomme, zeigen, dass das Buch vielen Menschen Hoffnung und Mut gibt, Initiativen zu ergreifen, um etwas zur Verbesserung der Weltlage zu tun.»



Das Ehepaar Sohma feiert seine goldene Hochzeit

Mut zur tätigen Liebe

Als Agnes 1979 zur Vorsteherin des Gefängnisses von Dungavel im Südwesten Schottlands ernannt wurde, war sie die erste weibliche Vorsteherin eines Männergefängnisses in Grossbritannien. Dungavel dient als Gefängnis für Langzeithäftlinge, die kurz vor ihrer Entlassung sind. In Dungavel gibt es zwei Industriebetriebe, deren Produkte auf dem offenen Markt verkauft werden.

«Ich hatte nie beabsichtigt, im Strafdienst zu arbeiten. Schon immer hatte ich das Verlangen gehabt, mich um Menschen zu kümmern. Ich war eher sanftmütig und wusste, wie man mit andern umgehen muss. Ich träumte davon, Chirurgin zu werden. Damals war Chirurgie Männersache. Aber ich meinte, dass ich dazu fähig wäre und eine gute Chirurgin abgeben würde.

Mein Vater starb mit sechsundvierzig Jahren und hinterliess meine Mutter mit uns neun Kindern. Ich war 17 und die Älteste. Mutter erhielt keine Witwenrente, weil mein Vater Selbständigerwerbender gewesen war.

Wir hatten ein eigenes Haus gebaut, auf dem wir nun eine Hypothek aufnahmen. Wir bissen die Zähne zusammen und machten weiter. Nie war genügend Geld für das Essen oder für die Schule da. Dies war die erste Lektion in Selbstdisziplin: Die Einsicht, dass ich dazu auf der Welt war, das Richtige für andere Menschen zu tun. Denn mit meinem Vater war auch etwas in meiner Mutter gestorben. So lernte ich, mich um andere zu kümmern.

Schon die Grossmutter musste so arbeiten

Nach dem Tod meines Vaters wollte ich wenigstens einen Kompromiss erreichen, und so schien der Beruf der Krankenschwester eine gute «Zweitbestlösung». Da meine Mutter herzleidend war, blieb ich zu Hause wohnen und ging jeden Tag zwölf Kilometer über die Heide zur Schwesternschule. Ich bildete mich in allgemeiner Krankenpflege aus, dann als Hebamme und schliesslich als Psychiatriseschwester. Bald stellte sich heraus, dass ich mich mit meinem Traum der Chirurgin geirrt hatte – der Mensch denkt und Gott lenkt! Denn als ich als Narkoseschwester in den Operationssaal kam, erkannte ich, dass meine Begabung im Umgang mit Psychischkranken und nicht im Operieren lag.

Meine Mutter war im Alter von 52 Jahren gestorben, und ich hatte inzwischen ihre zwei jüngsten und meine eigenen Kinder erzogen. Ich gehöre einer langen Reihe arbeitender Ehefrauen und Mütter an;

Den Gästen wurde ein signiertes Exemplar des neuen Buches mit dem japanischen Titel «Brücken von Herz zu Herz» überreicht. Die Kapitelüberschriften versprechen einen packenden Inhalt: «Tochter eines Politikers – Enfant terrible in der Schule – Repatriierung, Krieg und Hunger – Als Frau eines Leutnants im Norden der Mandschurei – Not und Elend der Nachkriegszeit – Moralische Aufrüstung, eine andere Art Vereinter Nationen für den Frieden – Schulterschluss für neue koreanisch-japanische Beziehungen – Japaner helfen Flüchtlingen...» Yukika Sohmas Arbeit in ihrem Land und weit über seine Grenzen hinaus spiegelte sich in den Grussbotschaften aus aller Welt und den über dreihundert Gästen aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten Japans: Politiker aller Parteien, Vertreter der Industrie- und Geschäftswelt sowie der Gewerkschaften, Flüchtlinge aus Vietnam, Laos, Tibet, eine Frauendelegation aus dem benachbarten Korea. Der Premierminister hatte Blumen geschickt, und Telegramme aus den Vereinigten Staaten, England und Australien wurden verlesen. In seiner Botschaft spricht der Dalai-Lama von Tibet seinen Dank aus für «Frau Sohmas selbstloses Bemühen, ändern zu helfen», und der Präsident der Befreiungsfront der Khmer dankt ihr für ihre «mutige und inspirierte Initiative, als sie an die Japaner appellierte, mindestens einen Yen pro Kopf für die Flüchtlingshilfe zu spenden. Yukika Sohma ist ein Symbol für die grosszügigen und inspirierten Herzen des japanischen Volkes.»

(Siehe auch Interview mit Frau Yukika Sohma in der «Caux-Information» 8/9, 1985)

Silvia Zuber aus Tokio

schon meine Grossmutter hatte so arbeiten müssen. Daher war es für mich nichts Besonderes.

Ich genoss jede Minute der direkten Patientenpflege. Aber weil einiges im Betrieb nicht so lief, wie es sollte, war ich bestrebt, in die Verwaltung hineinzukommen. Zu Beginn bemerkte ich nicht, dass diese administrative Arbeit mich immer mehr von den Menschen fernhielt, um die ich mich eigentlich kümmern wollte. Als ich Oberschwester geworden war, fehlte etwas Wichtiges in meinem Leben. Früher, als ich noch die Abteilung leitete, waren die Patienten Patienten und die Mitarbeiter auch meine Brüder und Schwestern gewesen; ich hatte ihre Begabungen herausfinden und ihnen eine Möglichkeit bieten können, ihr Bestes zu geben.

Später holte man mich als Beraterin in ein neues Frauengefängnis. Ich schlug Haushalts- und andere Kurse vor. Dabei lernte ich mehr als die Gefangenen aus alledem, was sie mir in den Gesprächen beibrachten. Ich erfuhr von ihren Lebensbedingungen und ihren Bedürfnissen.

Vorsteher gesucht

Während zwölf Jahren arbeitete ich also als nebenamtliche, freiwillige Beraterin in Gefängnissen. Dann wurde eines Tages ein neuer stellvertretender Vorsteher gesucht. Man wandte sich an mich. Meine erste Antwort war: «Aber ich bin doch Krankenschwester!» Als die Stelle dann ausgeschrieben wurde, war in der Anzeige von «Schulung» und «Wiedereingliederung» die Rede. Da konnte ich nicht mehr widerstehen. Ich meldete mich ohne allzuviel Hoffnung, denn ich dachte immer noch: «Ich bin doch Krankenschwester.» Ich erhielt die Stelle. Dies führte zu Zwiespalt: Ich hatte das Gefühl, nicht mehr ein Mensch zu sein, der für andere sorgt und sie pflegt, sondern einer, der sie disziplinieren muss. 1979 kam ich schliesslich als Direktorin nach Dungavel.

Nichts Originelles

Unsere Aufgabe hier ist nicht in erster Linie die Strafe. Der Verlust der Freiheit ist ja bereits die Bestrafung, so muss unsere Rolle etwas positiv Aufbauendes sein. Selbstverständlich braucht es vernünftige Disziplin, genau wie in einer Familie, aber die ganze Atmosphäre, das ganze System sollte so aufgebaut sein, dass man den Geist nicht tötet und das innere Wachstum nicht behindert.

Ich fühlte mich in all diesen Aufgaben immer innerlich gestützt, denn ich glaube an das Gebet. Und wenn ich zurückblicke, war mein ganzes Leben immer wieder eine Schulung, ein Training.

Ich habe nichts Originelles erfunden. Ich weiss, dass viele andere ähnliches leisten. Ich tue meine Pflicht, so gut ich kann. Wir müssen allen, auch hier im Gefängnis, das geben, was ihnen gehört, ihr Erbe, das, was Gott für sie vorgesehen hat. Die Tatsache, dass man weiss, dass Gott immer da ist, hilft einem auch bei Schwierigkeiten nicht aufzugeben. Niemand darf anderen sagen «So müsst ihr es machen, wenn ihr rauskommt, da geht der Weg durch». Aber wir sind alle unterwegs, und irgendwann schauen wir auf der Landkarte des Lebens dann doch einmal nach dem Weg, den man uns angeeignet hat.

Im Frauengefängnis, in dem ich vorher arbeitete, machte eine junge Gefangene eines Tages Schwierigkeiten. Man liess den Arzt kommen, aber er wollte nicht in die Zelle hineingehen, weil das Mädchen gewalttätig war. So versuchte ich es, während der Wärter und der Arzt draussen Wache standen. Sie lag auf einer Matratze am Boden, und ihr der Wand zugekehrtes Gesicht war vor Verkrampfung ganz blau. Da ich sie nicht richtig sehen konnte und mir um ihren Zustand Sorgen machte, strich ich ihr die Haare zur Seite, um sie besser sehen zu können, und fragte: «Könnte ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen?» Ein Ausdruck des Erstaunens ging über ihr Gesicht. Ich glaube, man hatte sie als Kind nie gestreichelt, nie zärtlich berührt. ▶

Man muss den Menschen gegenüber feinfühlig werden, um sie verstehen zu können, und dazu muss man selber verletzlich bleiben. Ich kann sozusagen innerlich verbluten, ohne dass jemand es merkt. Ich glaube, Christus hat das einzige Wahre getan: Man muss sein Leben für andere hingeben. Wenn man sich innerlich verhärtet, wird man machtlos, und der Teufelskreis beginnt in einem selbst. So kann man seine Aufgabe nicht erfüllen. Und wenn wir Gott aus der Mitte unseres Lebens herausnehmen, bleibt nichts als Leere zurück. Um ausharren zu können, braucht es Glauben. Ich habe einen Glauben und habe auch genügend Misserfolge erlebt, um zu wissen, dass ich ohne ihn nicht leben kann.

Margaret O'Kane

Aufbruch in den Ruhestand

Es kommt heute leider immer wieder vor, dass die Direktion eines öffentlichen oder privaten Unternehmens erklärt, sie sehe sich gezwungen, eine Kürzung des Personalbestandes vorzunehmen. Dass hingegen ein 55jähriger, aktiver Gewerkschafter frühzeitig in den Ruhestand tritt, um jüngeren Kollegen die Entlassung zu ersparen, ist eher selten.

Jean-Jacques Odier befragte den englischen Gewerkschafter Ron Peacock, was ihn zu diesem ungewöhnlichen Schritt bewogen habe.

PEACOCK: Die Geschichte begann im vergangenen Jahr. Ich arbeitete schon seit langem in den öffentlichen Verkehrsbetrieben der Stadt Manchester, welche in letzter Zeit staatlich stark subventioniert werden mussten. Im vergangenen Jahr erklärte nun die Regierung, das Unternehmen müsse sich auf eigene Füße stellen und ohne öffentliche Subventionen auskommen. So wurde das ganze Unternehmen in vier kleinere aufgeteilt, was zu einer beträchtlichen Personalkürzung führte. Im Wartungsdienst, wo ich arbeitete und Sprecher der Belegschaft war, bedeutete dies die Entlassung von 40% des Personals.

ODIER: 40% aufs Mal? Da reagierte die Gewerkschaft bestimmt heftig!

PEACOCK: Zwar wusste ich, dass unsere Abteilung zu viele Angestellte hatte, aber 40% Entlassungen schien auch mir ungeheuerlich. Später sollte sich übrigens erweisen, dass ich recht hatte, denn heute müssen Überstunden geleistet werden, und man denkt schon wieder an Neueinstellungen. Ich hatte die Umstrukturierung vorausgesehen, aber wegen eines Krankheitsurlaubs, der mich während 9 Monaten von der Arbeit ferngehalten hatte, war es mir im kritischen Moment nicht möglich gewesen, mit der Direktion zu verhandeln.

ODIER: Und wie reagierten Sie in dieser unvermeidlichen Situation?

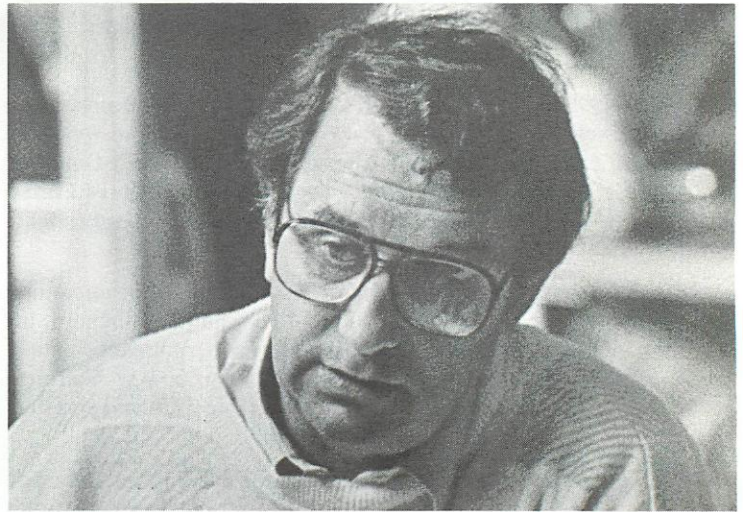
PEACOCK: Normalerweise lautet das ungeschriebene Gesetz in der Gewerkschaft: Der zuletzt Eingestellte muss als erster gehen. Aber mich beschäftigte es, dass dadurch gerade die Jungen auf die Strasse gestellt würden. Ich ging nach Hause und brachte diesen Gedanken einfach nicht aus dem Kopf. Meine Frau und ich sprachen stundenlang über das Ganze. Da sie auch eine bezahlte Stelle hatte, entschloss ich mich schliesslich, mich frühzeitig pensionieren zu lassen.

Am nächsten Morgen sprach ich mit einigen meiner gleichaltrigen Kollegen darüber, und drei von uns beschlossen, vorzeitig in Pension zu gehen.

ODIER: Zu welchen Bedingungen?

PEACOCK: 25% der Lohnsumme und eine zusätzliche Entlassungsprämie.

ODIER: 25% sind aber nicht viel.



PEACOCK: Ja das stimmt, vor allem weil ich wusste, dass ich mit 55 keine Stelle mehr finden könnte. Natürlich versuchte ich es trotzdem, aber es kam nicht einmal zu einem Vorstellungsgespräch. Sobald ich jeweils am Telefon mein Alter angab, war der Bescheid negativ.

ODIER: Dann müssen Sie also noch zehn Jahre warten, bevor Sie Ihre staatliche Altersrente erhalten?

PEACOCK: Genau.

ODIER: Bereuen Sie manchmal, diesen Beschluss gefasst zu haben?

PEACOCK: Nein. Ich bereue jedoch, dass ich mich in der Gewerkschaft nicht mehr einsetzen kann, weil es da gewisse Veränderungen geben muss, an denen ich gerne mitgearbeitet hätte – und ich glaube, dass ich da auch etwas erreicht hätte. Denn sehen Sie, oft verstehen wir Gewerkschafter nicht, was in den Unternehmern vor sich geht. Und umgekehrt ist es genau so.

ODIER: Sprechen Sie da aus Erfahrung?

PEACOCK: Ja. Ich denke da zum Beispiel an meinen letzten Direktor. Als er seine Stelle antrat, waren wir wie Hund und Katze. Wenn es Verhandlungen gab, kam ich mit meinen Leuten, meinem auf die Schlacht vorbereiteten Kommando und er mit seinem. Denn ein Gewerkschafter, der wiedergewählt werden will, muss seine Siegestrophäe zurückbringen können! Genau das versuchte ich, bis ich eines Tages einsah, dass wir uns eigentlich beide für dasselbe Ziel einsetzen, nämlich für den Fortschritt in unserer Abteilung.

ODIER: Eine plötzliche Erleuchtung?

PEACOCK: Nein, jemand hatte es mir wörtlich so gesagt. Ich überlegte eine Weile, ging zum Direktor, und wir sprachen unter vier Augen miteinander.

ODIER: Worüber denn?

PEACOCK: Sie wissen sicher, dass wir in den englischen Gewerkschaften eine jahrzehntealte Tradition der Fachgewerkschaften haben. (Dies bedeutet, dass jede Arbeit nur von einem eigens dazu bestimmten und angestellten Arbeiter erledigt werden darf. Anm. der Red.) Unternehmensleitungen betrachten dies oft als Bremse, für jegliche Flexibilität in der Arbeitszuteilung. Durch das Gespräch kam der Direktor zur Einsicht, dass er dieses nun einmal bestehende System nicht einfach über den Haufen werfen könne. Meinerseits versprach ich, dass wir uns bemühen würden, in der Arbeitszuteilung den gesunden Menschenverstand walten zu lassen. Dies war das einzig Vernünftige in unserer schwierigen Lage, und seither konnte unsere Abteilung ständige Fortschritte verzeichnen.

Der Regierungsentscheid, den Betrieb vierzuteilen und so sehr aufzusplitteln, unterbrach leider diese Bemühungen. Aber ich hoffe, dass wir Gewerkschaften und Unternehmensleitungen davon überzeugen können, dass es möglich ist, in der Industrie dank besserer Zusammenarbeit bessere Arbeitsbedingungen zu erwirken.

Im Gespräch mit Bruder Klaus

Es gibt historische Gestalten, es gibt Heilige, derer man zwar pietätvoll gedenkt, die einem aber hier und heute wenig oder nichts zu sagen haben. Den 500. Todestag des Niklaus von Flüe zu feiern, wäre fromme Pflichterfüllung und mehr nicht, wenn der Heilige vom Flüeli und Ranft keine Impulse in unsere Zeit zu geben imstande wäre. Doch dem ist nicht so.

Der evangelische Theologe und Schriftsteller Walter Nigg schrieb: «Bruder Klaus ist ein Mann, mit dem man zeitlebens ein Gespräch führen kann.» Niklaus von Flüe lebt ein halbes Jahrtausend nach seinem Tod immer noch, ja, im Blick auf die Zeichen der Zeit – auf den heilsgeschichtlichen «kairos» – heute mehr denn je. Was der Chronist Heinrich von Gundolfingen nach dem Heimgang von Bruder Klaus schrieb, gilt nach wie vor: «Wir sehen seinen Tod nicht als Tod an.»

Doch wie lebt Bruder Klaus in der Gegenwart? Was hat er uns Heutigen zu sagen? Wiewohl der Obwaldner Bauer weder lesen noch schreiben konnte und sein Denken unberührt war vom damals auch bei den Eidgenossen zögernd aufkommenden Humanismus, ist sein Leben und Werk Modell bis heute geblieben.

Der christliche Politiker

Sein Hof mit den Gütern Schübelacher, Ranft, Melchi, Bergmatt und Klisterli, die Sorge um Frau Dorothea und die zehn Kinder wären für Niklaus Vorwand genug gewesen, sich von öffentlichen Aufgaben zu drücken, wie es heute viele tun. Er aber übernahm politische Aufgaben bar der häufig zu beobachtenden Karrieresucht mancher Amtsträger, sondern zögernd, kritisch.

U militaristische Hurra-Begeisterung diente er als Rottmeister, als Hauptmann. Erny Rohrer berichtet, er habe «in Kriegen seine Feinde wenig beschädigt, sondern sei allwege nebenaus verzogen, gebetet und sie nach Vermögen beschirmt». Er fühlte offensichtlich die schier unlösbare Spannung zwischen Evangelium und Kriegsdienst.

Niklaus liess sich zum Richter und Ratsherrn wählen, lehnte freilich das hohe Amt eines Landammannes ab. Er vertrat eine Politik des Evangeliums, ohne um die heutzutage gross angelegten Programme christlicher Politik zu wissen. Er scheute sich auch nicht, sich unbeliebt zu machen. So hat er – gewiss ein kirchentreuer Mann – sich nicht gescheut, einen Prozess gegen den eigenen Pfarrherrn zu führen, als der seine Pfründe schändlich missbrauchte. Auch die damalige Zeit stank von politischen Affären. Petrus Numanges schrieb, von Flüe habe sich «mit Ekel erfüllt von den weltlichen Geschäften abgewandt». Zuletzt verzichtete Niklaus von Flüe auf Ratsessel und Richterstuhl. Er war nicht bereit zu faulen Kompromissen und wäre so für manchen heutigen Politiker ein Modell.

Dass er sich aber weiterhin für Politik und Staat verantwortlich fühlte, beweisen seine Briefe an Fürsten und Regierungen, seine Gespräche mit Ratsuchenden im Ranft und vorzüglich sein entscheidender Einfluss beim Stanser Verkommnis. Eigenartig: Ohne politisches Mandat, ohne Partei, ohne Lobby vermag der ohn-mächtige Eremit und Prophet das Rad der Zeit zu drehen. Nicht die Masse, nicht die äussere Machtstruktur bewirkt letztlich heilsame Veränderungen, sondern der Geist, der göttlich wirkende Geist in Einzelmenschen. Unsere Zeit hat politische Propheeten wie Niklaus von Flüe, Mahatma Gandhi, Martin Luther King, Oscar Arnulfo Romero bitter nötig. Wer eine politische Theologie ablehnt, der hat vom Evangelium nichts verstanden.

Der einsame Beter

Prophet sein ist Geschenk der Gnade. Doch es fällt einem nicht von selbst in den Schoss. Bruder Klaus hat unsäglich gerungen und gelitten, bis er zum prophetischen Einsiedler herangereift war. Während jahrelanger religiöser Krise, begleitet von entsetzlichen Traumbildern, standen ihm Frau Dorothea und Heini am Grund, Pfarrer in Kriens, verständig zur Seite. Entscheidend war aber in

dieser Phase für Bruder Klaus das Gebet. Zeitgenossen berichten, wie er in schlaflosen Nächten aufgestanden sei und in der Stube beim Ofen gebetet habe.

Hat der heutige Mensch es verlernt, in der Not zu beten? Wiewohl tausend – sinnvolle und sinnlose – Rezepte gegen Stress und Depression angeboten werden, von Rohkost, Fitness und Yoga bis zur Psychoanalyse, bestätigen neuere Umfragen, dass Beten immer noch ein viel geübtes Heil-Mittel ist.

Für Bruder Klaus wurde Meditation und Gebet bald schon mehr als Nothilfe. In der Einsamkeit des Ranftes liess ihn Gott zum Seher und Mystiker heranreifen. So unglaublich das klingt: Er sah das Antlitz Gottes.

Heinrich Federer stellte in seiner Bruderklausenbiographie vor 70 Jahren dem Leser die Frage, «ob er es wage, mit ihm auch in den Ranft hinunterzusteigen». Die Stille des Ranftes ist uns heute Gehetzten herzhafte zu wünschen. Die Zahl jener nimmt zu, die ihr Leben ganz in erfüllter Stille und Einsamkeit zubringen, etwa in geschlossenen Klöstern oder in neuen Formen des Eremitentums.

Aber auch die Zahl jener scheint zuzunehmen, die gelegentlich in Einkehrhäuser oder in Klöster fliehen, die ihrerseits die Türen für alle öffnen, die beten und schweigen wollen.

Der grosse Fastende

Bruder Klaus lebte während den Jahren der Einsamkeit ausschliesslich vom eucharistischen Brot. Er wollte, wie er selber sagte, «unabhängig von der Welt» sein. Er setzte damit der damaligen Fresssucht und Prasserei einen Kontrapunkt.

Vor wenigen Jahren noch löste die Aussage vom fastenden Einsiedler bei einer Besuchergruppe im Ranft verständnisloses Kopfschütteln aus. Eben waren die ausgelaugten kirchlichen Fastengebote auf ein Minimum reduziert worden. Statt Verzicht predigte man Selbstverwirklichung, ohne zu merken, dass im Verzicht eine hohe Form des Sich-Selbst-Werdens verborgen ist. Heute scheint eine Rückbesinnung stattzufinden. Fasten, Konsumverzicht, Opfer sind wieder ernstgenommene Begriffe. Fastenopfer und Brot für Brüder haben die Fasten- und Passionszeit durch ihre Informationen und Aktionen eigentlich gerettet. Neue Motivationen des Fastens überzeugen: «Wir teilen» aus Gründen der Gerechtigkeit und Solidarität. Wir leisten Konsumverzicht, um die Umwelt zu schonen. Wir bringen Opfer, weil wir Christi Opfer und die Opfer ungezählter Opfer einer grausamen Welt sehen. So schenkt das Fasten des hageren Eremiten im Ranft Impulse zum massvollen und sparsamen Umgang mit Speis und Trank, mit Bodenschätzen und Energien.

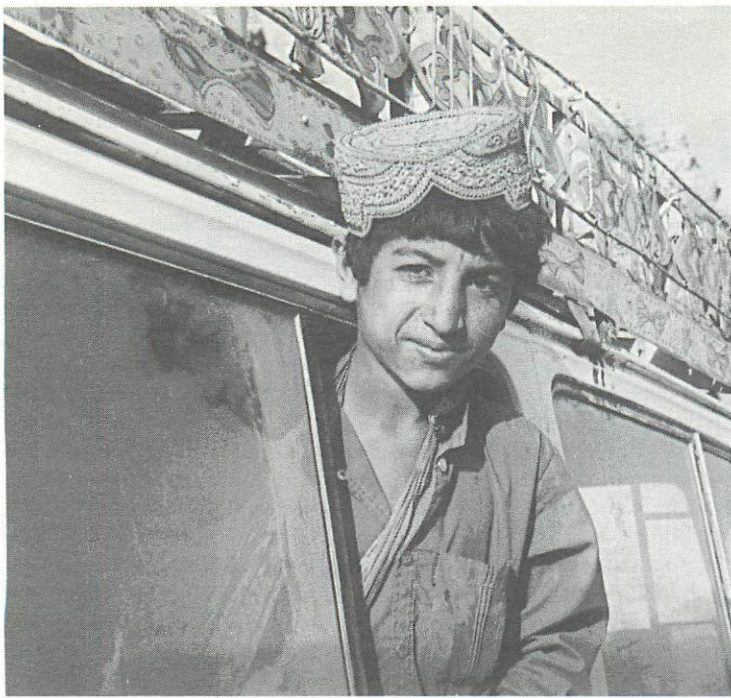
Walter Nigg hat recht: «Bruder Klaus ist ein Mann, mit dem man zeitlebens ein Gespräch führen kann.»

Paolo Brenni

Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion «Vaterland», Luzern.



Niklaus von Flüe, Hochaltarbild, jetzt im Museum in Sachseln



Wiedersehen mit Pakistan

Er fühlte sich zum Lehrer berufen, bewarb sich um eine Stelle in Pakistan, wurde gewählt und flog hin. Da die Maschine nicht genügend Treibstoff hatte, endete der Flug mit einer Bruchlandung in Saudiarabien. Sein Kommentar dazu: «Der Vollmond über der Wüste war sehr beeindruckend.» So ist Jim Buckman.

Kürzlich kehrte er mit seiner Frau nach Pakistan zurück. In den Genuss der überströmenden Gastfreundschaft, die ihm seine ehemaligen Schüler angedeihen liessen, gelangten auch einige Channers. Wieso denn das? Nun, David Channer ist selber in Pakistan geboren, seine Frau Kirstin sollte das Land kennenlernen, in dem ihr Mann aufgewachsen war, und ich, ihr Sohn Alan, musste an der Landwirtschaftlichen Universität von Pandschab eine bestimmte Erde auf Fadenwürmer untersuchen – kleine, «sehr interessante» Schädlinge, welche das Getreide zerstören. Dazu waren wir auch in Pakistan, um Erfahrungen im «Ausrotten der Fadenwürmer in der menschlichen Natur» auszutauschen, wie wir es einem Professor für Pflanzenkunde beschrieben. Genauer gesagt hofften wir, jene Menschen und Familien zu ermutigen, bei denen Jim vor Jahrzehnten die Saat der Ideen der Moralischen Aufrüstung ausgesät hatte.

Sollte sich bei mir ein früherer Lehrer mit Frau und drei Freunden telefonisch ankündigen, mit dem Wunsch, auch noch bei uns zu wohnen, würde ich es wahrscheinlich irgendwie einrichten, dass ich gerade nicht zu Hause wäre. Nicht so Jims Schüler. Einer, ein Oberst, holte uns morgens um drei Uhr am Flughafen von Karachi ab und verbrachte danach eine Menge Zeit am Telefon, um unser Programm zu organisieren. Andere nahmen uns bei sich zu Hause auf oder in Regierungsunterkünften oder auf einem Luftwaffenstützpunkt. Sie stellten uns ihre Autos zur Verfügung und boten uns Riesenmahlzeiten an.

Woher solche Gastfreundschaft für einen ehemaligen englischen Lehrer? Es war wohl ein Akt der Dankbarkeit und der Anerkennung für einen Mann, der sich ganz den Schülern und deren Land verpflichtet hatte, weil er sich selbst Gott in erster Linie verpflichtet hatte. «Er war wie ein Vater zu uns.» – «Er gab uns jeweils Schokoladekuchen und spielte uns Colwell-Platten vor.» – «Er unterrichtete nicht einfach über sein Fachgebiet; er lehrte uns, wie man ein guter Mensch wird.» – «Ich besitze einige Smaragdminen im Stammesgebiet (nordwestliches Grenzgebiet), und auch Mohn würde dort gut gedeihen. Ich hätte viel Geld damit machen können. Weil mir Jim Buckman geholfen hat, Recht und Unrecht zu unterscheiden, habe ich mich aus unsauberen Geschäften herausgehalten. Ich habe im Gegenteil versucht, den Drogenhandel zu verhindern.» Dies waren die Erinnerungen an den Einfluss des Lehrers.

Einer seiner Schüler und heutiger Regierungsbeamter hatte die englische Militärschule in Sandhurst besucht und war dort mit der «Queen's Medaille» ausgezeichnet worden. In England traf er Menschen der Moralischen Aufrüstung und besuchte eine Konferenz in Caux. Jetzt, 25 Jahre später, eben erst zum General befördert, sandte er seinen Adjutanten mit zwei Dienstwagen, um uns abzuholen. Das Wiedersehen war sehr bewegend. Seine Frau meinte zu meiner Mutter Kirstin: «Er war ganz aufgeregt wegen dieses Besuches. Er sagt immer, dass es «die Christen, die keinen Alkohol tranken» waren, die ihm in Sandhurst so sehr geholfen hatten.» Der General trug seine neue Autorität mit Würde, aber auch mit Demut. Als wir den Überlandbus wieder bestiegen, war er der erste, der Hand anlegte, um mitzuhelfen, das Gepäck auf dem Dach zu verstauen.

Wo sind die Esel geblieben?

Noch ein Wort zu diesen «fliegenden Bussen», wie sie zu Recht genannt werden. Sie verkehren zwischen den grösseren pakistanischen Städten und werden von Fahrern gelenkt, die sich durch eine fanatische Tollkühnheit auszeichnen. Sie sind ganz besessen aufs Überholen, und sie glauben unbedingt an ihre eigenen Fahrkünste. Daher spielt sich der grösste Teil der Fahrt auf der falschen Strassenseite ab. Einmal trotteten drei Eselskarren vor uns, ein grosser Laster dröhnte uns entgegen und betätigte die Lichthupe, als dieser plötzlich von einem anderen «fliegenden Bus» überholt wurde. «O Gott, das ist das Ende!» dachte ich, klammerte mich an die Lehne und schloss die Augen. Ein heftiges Schwenken weg von der Strasse, ein Rütteln und Knirschen – ich öffnete die Augen: Eine Staubwolke – wo sind die Esel? – Keine Sorge, wir sind wieder auf der Strasse, und der Bus rast weiter.

Wir sahen und erlebten Pakistan vom Bus, Jeep, von der Riksha, vom Bungalow, Hochhaus, Zug und Flugzeug aus. Wir sahen den Gipfel des Nanga Parbat auf 8125 m ü. M., das paradiesische Hunsatal, die Gärten des Moguls von Lahore, die Risse im Badzimmerboden, in dem die Schaben hausen, und die Kamele von Kalakahar. Der bewegendste Moment aber war die Begegnung mit Bachtiar. In der alten Stadt Lahore, unweit vom Basar, steht ein reichverziertes Gebäude, das Hauptquartier des pakistanischen Gewerkschaftsbundes, genannt «Bachtiar Hall». Wir gingen hinein. Ein bebrillter Herr löste sich aus der Menge, führte uns in einen Vorraum und bot uns Erfrischungen an. Überall hingen Fotos von Bachtiar – als Redner auf Versammlungen, beim Empfang chinesischer Würdenträger, mit Blumenkränzen geschmückt; auf einem Elefanten reitend, inmitten einer riesigen Menge.

Hinter dem Basar

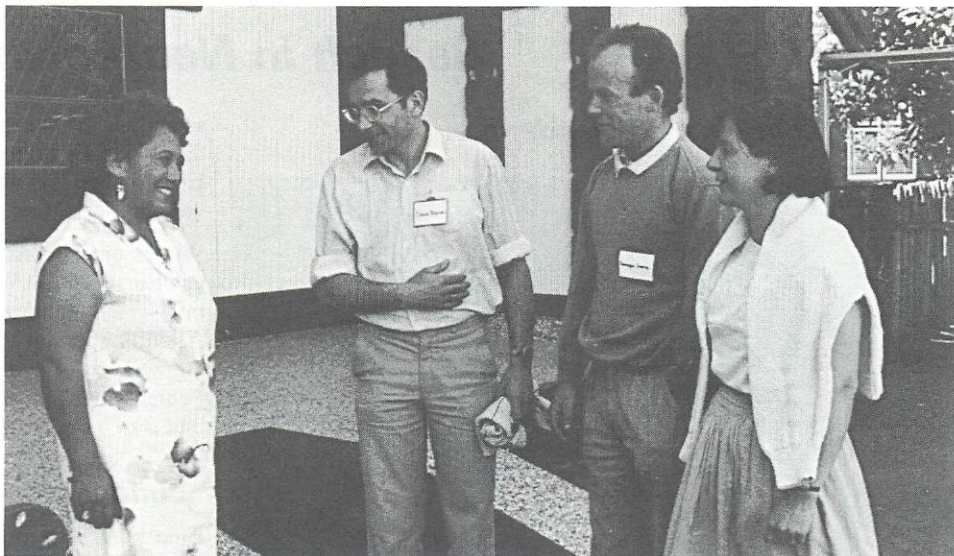
Im Lauf des Gesprächs fragt der Herr: «Sind Sie von der Moralischen Aufrüstung?» Wir bejahen, worauf der Herr sichtlich auftaute und erklärte: «Bachtiar ist ein äusserst lebhafter, aufbrausender Pathan*». Die vier Prinzipien der Moralischen Aufrüstung haben ihn zurechtgeholt. Heute kann er Verhandlungen führen, ohne wie früher zu explodieren.»

Schliesslich rief der besagte Mann selber an und lud uns in sein Haus ein. Aus dem Staub, dem Geschrei und den Rikshas des Basars führt eine Allee zu seinem Haus am Gandhi-Platz, wo er schon immer gewohnt hatte. Er umarmte uns wie langvermisste Familienmitglieder, von denen man aber weiss, dass sie einmal zurückkehren werden. Wir setzten uns, und er begann: «Wo wart ihr denn in den letzten dreissig Jahren?» Er blickte meinen Vater an, und einen Augenblick schien es, als würden sie sich ohne Worte unterhalten: «Wir waren anderswo, wir waren in Indien.» «Was haben wir in diesem Teil der Welt erreicht?» fragte er, und dann brach es aus ihm heraus: «Moslems bekämpfen Hindus, Hindus die Moslems, und Sikhs bekämpfen die Hindus. Ich habe für die vier moralischen Massstäbe gekämpft, ist aber Pakistan weniger in Schwierigkeiten als eh und je? Wir sind die Arbeiter dieses Landes – wir leben mit ihm, wir sterben mit ihm. Wir haben im Schweisse unseres Angesichts gearbeitet, haben Telegrafennetze, Strassen und Dämme gebaut. Wir möchten nicht, dass das


* Pathanen: Volksgruppe im Nordwesten Pakistans und Afghanistans



Internationale Konferenz in Neuseeland



Die Königin der Maoris begrüsst die französischen Gäste



Fachleute schreiben, dass der Schwerpunkt des Weltgeschehens sich in die Gegend des Pazifik verlagern werde. Die Beziehungen der übrigen Länder der Welt zu den Pazifik-Staaten gewinnen damit an Bedeutung.

An der internationalen Konferenz für Moralische Aufrüstung im vergangenen Februar in Neuseeland erhielten die überseeischen Gäste einen Einblick in die verschiedenen Kulturen und Lebensarten dieser Region. Die Tagung fand auf dem königlichen Marae, (traditionellen Maori-Versammlungsort) in Ngaruawahia im Norden des Landes statt und war von der sprichwörtlichen Gastfreundschaft und Offenheit der Maori geprägt.

Die Konferenz beschäftigte sich mit der Frage, welche Rolle den Anrainerstaaten dieses grossen Ozeans, dessen Gewässer ständig von Nuklearschiffen der Supermacht durchquert werden, heute zufällt. Der Seelsor-

ger der königlichen Familie, Pfarrer Wi Huata, eine respektierte und dynamische Persönlichkeit, eröffnete die Konferenz mit der Frage: «Könnte der Pazifik ein wirklicher ‹Ozean des Friedens› werden?» Man besprach, unter welchen Bedingungen dieser echte Friede möglich sei. Im letzten Jahrhundert formulierte es ein russischer Heiliger so: «Wenn du in deinem eigenen Herzen Frieden findest, werden Tausende von Menschen zu dir kommen, um ihn bei dir zu suchen.» Berichte von Änderung, wieder angeknüpftem Dialog, von Wiedergutmachung in Beziehungen am Arbeitsplatz und in der Familie durch Entschuldigung und Vergebung belebten die Hauptversammlungen und die Gespräche im kleineren Kreis.

Man sprach vor allem auch von der Auswirkung dieser persönlichen Änderung auf gemeinschaftlicher und nationaler Ebene. Im Laufe der Tage nahmen immer mehr Maoris an den Gesprächen teil, besonders nach dem offiziellen Empfang bei der Königin. Sie luden eine internationale Gruppe ein, nach der Konferenz die sieben Maori-Stämme Neuseelands zu besuchen. Der Bericht eines schwarzen Ehepaars aus Richmond, USA, über ihren Einsatz zur Erreichung der interrassischen Zusammenarbeit in der Verwaltung ihrer Stadt, die heute einen schwarzen Bürgermeister hat, faszinierte die Zuhörer überall. Die Anwesenheit von Franzosen wurde immer wieder unterstrichen und sehr geschätzt, da die Beziehungen zwischen den beiden Ländern noch ziemlich gespannt sind. Auch Erfahrungsberichte von Filipinos, die letztes Jahr an der Wiedererrichtung eines demokratischen Systems beteiligt waren, und der Bericht eines Indianers aus Kanada, der sich dort für die Rechte seiner Stammesangehörigen und die Zusammenarbeit mit der übrigen Bevölkerung einsetzt, fanden grosse Aufmerksamkeit.



Fortsetzung: Wiedersehen mit Pakistan

Land zugrunde geht. Manche Politiker haben ihr Geld in der Schweiz und Häuser in London – die können auf und davon. Die Arbeiter können das nicht. Aber das Land könnte jederzeit in die Luft gehen... Ich möchte, dass ihr für immer hierbleibt.»

Doch es war unser letzter Abend in Lahore, wir mussten weiter. Unter der Haustür fragte er, wann wir wiederkommen würden. «Jedes Jahr!» – «Kommt und bleibt für ein ganzes Jahr!» sagte er mit Nachdruck. Die Tür war nicht nur der Ort unserer Trennung, sondern auch die Schwelle, wo sich Traurigkeit und Glück vermischten: Wir hatten einen Mann gefunden, mit dem wir eins waren, ungeachtet der Unterschiede von Kultur, Rasse, Religion und Klasse. Ein Mann, dessen Jahre als Gewerkschaftspräsident ihn nicht überheblich gemacht oder verdorben hatten. Seine Verpflichtung gegenüber den vier moralischen Massstäben, einem Teil des geistigen Erbes der Menschheit, verband uns in einem gemeinsamen Kampf, einer gemeinsamen Sicht. In diesen Augenblicken war Gott gegenwärtig.

Alan Channer





Besuch in Neuseeland

Aus der Sicht einer Engländerin...



Die finnische Studentin Elina und ihr Vater bei Familie Maata

Wenn man an einem «Hui», einem Treffen der Maori, teilnimmt, erlebt man etwas Ungewöhnliches, Erstaunliches. Da entspannt sich selbst das grimmigste Gesicht jedes «Pakeha», wie die Maoris die Weissen nennen.

Als unsere Gruppe von europäischen Gästen auf dem königlichen Versammlungsplatz, dem «Marae», ankam, wurden wir sofort in eine Atmosphäre und einen Lebensstil getaucht, die mir für praktische Gespräche und für ein wachsendes Verständnis des Lebens in Neuseeland ausgesprochen förderlich schienen: An den üppig bewachsenen Ufern des Waitaki gelegen, besteht das «Marae» aus einer Gruppe von zeltartigen Holzgebäuden und einer geräumigen modernen Halle, in der grosse Treffen abgehalten und Mahlzeiten zubereitet werden können. Sie ist das wichtigste Gebäude und dient der Maori-Königin, Dame Te Atairangikaahu, für offizielle Anlässe. Die Königin empfing uns im Vorhof des «Marae». Die Begrüssungszeremonie dauerte über eine Stunde: Traditionsgemäss sprachen und sangen die Maori-Stammesältesten abwechslungsweise mit Ansprachen und Liedern der ausländischen Gäste auf Französisch, Maori und Englisch.

Die Konferenz lief im echten Gemeinschaftsgeist weiter. Vergessen waren die vorbereitete Agenda, die geplanten Reden und voraussehbaren Stellungnahmen der Experten... Wo alle gemeinsam am grossen Tisch essen und man Seite an Seite schläft, bleibt kein Platz für Status, Hierarchie und Hemmungen. (In unserem Schlafsaal zählte ich 80 Matratzen, die den Boden wie ein Spannteppich bedeckten und keinen einzigen privaten Winkel liessen!) Was in den Versammlungen gesagt wurde, kam spontan und wurde nicht vom Papier abgelesen.

Und da die Maoris Musik lieben, wurde zwischendurch immer wieder gesungen. Pfarrer Wi Huata, eine der treibenden Kräfte hinter den Kulissen, brachte die ganze Konferenz zum Mitsingen der Maori-Lieder – ob Briten, Finnen oder Japaner, sie machten auch mit Armschwingen und Handbewegungen mit!

Die offene Atmosphäre war angesichts der Vielfalt der anwesenden Menschen erstaunlich: Ein Landwirt aus Frankreich mit seiner Frau, ein australischer Beamter, ein philippinischer Medienschaffender, Studenten, Geschäftsleute, Sozialarbeiter. Viele kamen aus den Ländern rund um den Pazifik: aus Japan, Fidschi, Taiwan, Kanada und den Vereinigten Staaten. Bei aller Verschiedenartigkeit stiessen wir auf mancherlei gemeinsame Anliegen und gleichlaufende Erfahrungen: Das Problem der Landrechte, eine offene Wunde im Leben der Maori in Neuseeland, wurde zum Beispiel aus der Sicht der australi-

schen Urbevölkerung, der amerikanischen Indianer und der Iren diskutiert. Es zeigte sich auch, dass viele der Anwesenden praktische Erfahrungen beizutragen hatten, als man besprach, wie in einer verfahrenen Situation der Dialog wieder in Gang zu bringen sei.

Wie es eine finnische Studentin formulierte: «Diese Tage haben für uns Europäer die Weltkarte verschoben, und zwar so, dass der Pazifik mit seinen Anliegerstaaten im Zentrum liegt, die Länder um den Atlantik aber am Rande.» Unser Denken wurde geweitet und unsere Herzen erwärmt durch die Spontaneität und das Lachen, durch das Fehlen jeder Spiegelfechterei, die klassenlose Achtung für Menschen und durch die frische, lebendige Darstellung ewiger Wahrheiten.

... und eines französischen Landwirts

Eine kurzfristig organisierte Reise hat uns mit einer weitentfernten Gegend bekanntgemacht – mit Neuseeland. Von den Maori seit dem Jahr 925 besiedelt, sah das Land erst 1840 die ersten Engländer. Wir trafen eine Zivilisation westlicher Prägung mit den unvermeidlichen Konflikten zwischen Urbevölkerung und später Eingewanderten. Neuseelands Reichtum liegt vorwiegend im Agrarsektor; 70 Prozent seiner Ausfuhren sind landwirtschaftliche Produkte. Es gibt in Neuseeland 3,5 Millionen Einwohner, etwa 70 Millionen Schafe, 4,5 Millionen Rinder und 3,2 Millionen Milchkühe.

Wir haben Bauern in verschiedenen Regionen besucht. Zuerst den Präsidenten des Verbandes der Landwirte, selber Züchter von 2500 Schafen und 50 Kühen auf 216 Hektaren in einer klimatisch günstigen Gegend. Dann trafen wir seinen Nachbarn, der gerade dabei war, seine 200 Kühe zu melken. Man muss noch festhalten, dass den Tieren nur Produkte aus dem eigenen Betrieb verfüttert werden; dadurch fallen die Erträge um einiges geringer aus als bei uns.

Auch wird die Landwirtschaft seit drei Jahren nicht mehr staatlich subventioniert, und die Produkte müssen zu den auf dem Weltmarkt geltenden Preisen verkauft werden. Diese recht brutale Wende hat viele Farmer in Schwierigkeiten gebracht, können doch die Schuldzinsen bis 20 Prozent betragen. Einige Landwirte haben sich deshalb auf neue Produkte umgestellt, so z.B. auf Hirschezucht oder auf den Tourismus. Daraus erhoffen sie sich Nebeneinkünfte.

Bei unseren Gesprächen stellte sich bald heraus, dass die neuseeländische Landwirtschaft unter ihrer starken Abhängigkeit vom Weltmarkt leidet. Die Farmer sind fest entschlossen zu kämpfen. Das bewiesen sie damals schon, als sie der Beitritt Englands zur EG zwang, sich nach neuen Absatzgebieten umzusehen. Sie würden eine weltweite Zusammenarbeit in diesem Sektor begrüssen und sind überzeugt, dass Lösungen möglich sind. Diese drängen sich schon deshalb auf, weil der Hunger in der Welt sich ausbreitet und die Lage sich verschärft. Muss man aber warten, bis unsere führenden Leute Lösungen anbieten? Liegt es nicht vielmehr in unser aller Händen?



Fotos: Channer, Leggat, Richmond Newspapers, Sagae

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng
Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13
Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbar
Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 30.—, übrige Länder: sFr. 30.—
Postcheckkonten: Schweiz: 60-2680-8, Caux Verlag, Luzern
Deutschland: 704 35-757 Postcheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern
Erscheinungsweise: 12mal jährlich
Druck: Grafino Grafische Betriebe AG Bern